

7. Sekundärliteratur

Vom Pietismus zum "Volkskirchentum". Ein Beitrag zur Frage nach dem deutschen Gepräge der Mission.

Frick, Heinrich

Gütersloh, 1924

VI. Vergleiche zwischen deutscher und angelsächsischer Missionsart.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

dem Wettbewerb um den missionstheoretischen Ertrag des 19. Jahrhunderts hervorgegangen ist. Unmittelbar und — vielleicht noch stärker — durch Vermittlung anderer¹⁾ hat sie sich so weit durchgesetzt, daß die neuere deutsch-evangelische Missionswissenschaft nicht mehr ohne sie gedacht werden kann.

VI. Vergleiche zwischen deutscher und angelsächsischer Missionsart.

Das Kählersche Programm erleidet begreiflicherweise bei seiner praktischen Anwendung mancherlei Einschränkungen und Umbildungen. Doch davon soll jetzt nicht die Rede sein. Es sei nur eine Tatsache ins Auge gefaßt, die zwar jenes Programm nicht zu erschüttern vermag, wohl aber eine Zusatzformel erforderlich macht. Handelte es sich nämlich nur darum, von der Grundlage eines Kirchentums aus in nichtchristlichen Ländern Mission zu treiben, so genügte es allerdings, die leitenden Gedanken der Missionskirche in die fremde Landesart zu übersetzen, um dort ein volkstümliches Christentum heranzuziehen. Tatsächlich jedoch geht heute Mission von einer Christenheit aus, die bereits selbst das Evangelium in besonderen Volksarten besitzt. Es stößt nicht einfach „das Evangelium“ auf ein zu eroberndes Volkstum, sondern volklich bestimmte Kirchlichkeit missioniert inmitten eines anderen Volkes. Und selbst diese Zeichnung unserer Lage reicht nicht aus, um die Wirklichkeit abzubilden. Denn in Wahrheit ist es nicht eine einzige Nation, sondern es sind mehrere Volksarten nebeneinander, die missionierend ausziehen. Die Darbietung des Evangeliums geschieht also zum mindesten in volksartlichen Varianten.

Die naheliegende Forderung: der Missionar verzichte auf sein eigenes Volkstum, damit das „reine“ Evangelium sich in der fremden Art ausdrücken könne, übersieht, daß es ein „reines“ Evangelium als zeiträumlich greifbare Größe gar nicht gibt, nach Kählers Grundgedanken gar nicht geben kann. Wie sich „die“ Kirche nur in Teilkirchen darstellt, so erscheint geschichtlich „das“ Evangelium nur in vielfältig verschiedenen Einzelausprägungen, wofür ja bereits das Neue Testament großartige Beispiele liefert. Setzen wir die Christianisierung Europas als gelungen an, so muß ja auch hier am Ende das Evangelium jedem Volk in seiner Sprache und Art gegenwärtig

¹⁾ Vgl. etwa S. Knak, Das Wesen der Kirche nach biblischer Auffassung und die Mission in: Mission und Pfarramt 1913, 109 ff.

sein. Und die Folge für die Mission ist logisch keine andere, als wie die wirkliche Geschichte und die tatsächliche Gegenwart sie zeigen: Nationalchristentümer missionieren inmitten der Heidenwelt.

Schon Herder hat in seiner „Abrassea“¹⁾ unter den „Unternehmungen des vergangenen Jahrhunderts zur Beförderung eines geistigen Reiches“ einen Unterschied zwischen dem Engländer Wesley und dem Deutschen Zinzendorf festgestellt. Das entsprach durchaus seinem Gefühl für „National-Religionen“, wie denn überhaupt der klassische Gedanke der Volksindividualitäten sich siegreich gegen die anfängliche nationale Gleichgültigkeit der pietistischen Missionsfreunde durchgesetzt hat. Dafür jedoch, daß dieser Gedanke praktisch wie theoretisch in der deutschen Mission ein so außerordentliches Gewicht bekommen hat, müssen zwei Tatsachen in Erinnerung gebracht werden.

Die eine liegt in dem zunehmenden, zuletzt führenden Einfluß der angelsächsischen Missionsbewegung, die andere im Wesen des lutherischen Kirchenbegriffs. Hier ist zunächst nur von der ersten Tatsache die Rede. Seitdem im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts, besonders durch Livingstones nachhaltige Wirksamkeit, die Mission in England zur öffentlich-nationalen Angelegenheit geworden war, bekam die Gesamtwirkung des Protestantismus nach außen immer mehr ein calvinistisch-englisches Gepräge. Gegen Ende des Jahrhunderts verstärkte sich dieser Eindruck noch und erweiterte sich zugleich durch das Hinzutreten einer rasch ansteigenden amerikanischen Missionswelle. Wie immer in der Geschichte handelte das Weltkolonialvolk mit naiver Selbstsicherheit aus dem Gefühl ungeheurer Berufung heraus. Seine Missionen nahmen je mehr und mehr Züge an, die von den Außenstehenden als stark propagandistisch empfunden wurden, zur Kritik reizten, aber die trotzdem nicht ausgemerzt werden konnten, weil kein Volk ein auch nur annähernd ebenbürtiges Gegenstück der angelsächsischen Mission an die Seite zu stellen vermochte. Die Missionstaten redeten eine lautere Sprache als die Missionstheorien und nötigten, wie die Edinburgher Konferenz 1910²⁾ offenbarte, schließlich auch die grundsätzlich anders Denkenden zu einer zwar zögernden, aber unvermeidlichen Anerkennung. Die anderen

¹⁾ Zwischen 1801 und 1803 geschrieben.

²⁾ Vgl. die Tonart in dem volkstümlichen, aber um so herbederen Buch „Die Edinburgher Welt-Missions-Konferenz“, hrsg. von A. W. Schreiber, Basel 1910.

waren in die Verteidigung gedrängt, ohne eigentlich angegriffen zu sein, insofern der Erfolg des Angelsachsentums die übrigen protestantischen Missionsgruppen zur Rechtfertigung ihrer Eigenart innerlich zwang.

Aus dieser Haltung heraus — die, wie man sieht, der ruhigen Besonnenheit eines Herder fernsteht — ist die Debatte über deutsche und englische Missionsart seit einem halben Jahrhundert geführt worden. Mir will scheinen: nicht zu ihrem Vorteil! Denn der große Ernst, mit dem führende Missionsmänner in sie eingegriffen haben, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß ihre Thesen keinen allgemeinen Beifall gefunden haben, am wenigsten bei den Angelsachsen selbst. Man läßt sich gern von Theodor Christlieb die „besonderen Gaben und Charaktereigentümlichkeiten“ des evangelischen Deutschland und seiner Mission aufzählen.¹⁾ Aber man fragt sich immer wieder, ob denn wohl ein Engländer oder Amerikaner nicht dieselben Charakterzüge für seine Nation in Anspruch nehmen wird. „Rücksicht auf fremde Eigenart“ lobt Christlieb — und wie viele mit ihm! — an den Deutschen. Darf nicht der Amerikaner darauf verweisen, daß er es gewesen ist, der die Parole ausgab: möglichst frühe Selbstverwaltung in den jungen Gemeinden!²⁾ und der sich in dieser Hinsicht frei hielt von dem in deutschen Missionen zuweilen übermäßig betonten Autoritätsanspruch des Missionars über die werdende Gemeinde?!³⁾ Man wird es gern Christlieb zugute halten, daß er unter dem frischen Eindruck der deutschen Reichsgründung die besten Instinkte unseres Volkes zur Missionstat aufrief. Aber man darf füglich zweifeln, ob aus dem Pathos nationaler Begeisterung heraus wirklich objektive Vergleichsmaßstäbe gewonnen werden. Und ebenso wenig dürfte heutzutage das ergreifende Pathos des unter den Eindrücken der angelsächsischen Missionspolitik stehenden Missionars⁴⁾

¹⁾ Der Missionsberuf des evang. Deutschlands nach Idee und Geschichte, Gütersloh 1876; darin auf S. 31 eine ganze Liste deutscher Besonderheiten.

²⁾ Vgl. die berühmten drei Stufen H. Venns: self supporting, self governing, self extending; u. a. A. M. Z. 1897, 514 f.

³⁾ Schon 1915 zählt es Joh. Warneck (A. M. Z. 1915, 138 f.) zu den erzieherischen Wirkungen des Krieges auf die deutsche Mission, daß heimatliche Leitungen und die Missionare selbst mehr die Selbständigkeit der Heidenchristen anstreben lernen.

⁴⁾ J. B. A. M. Z. 1917, 284 ff.: „Wir deutschen Missionare und die Angelsachsen“ nebst Anmerkungen der Schriftleitung.

oder des um die Zukunft der deutschen Mission besorgten Direktors¹⁾ ohne weiteres die geistige Atmosphäre schaffen, in der stichhaltige Gründe und Richtlinien für die Unterscheidung deutscher und angelsächsischer Missionsart gefunden werden können. Selbst Knaks langjährige sorgfältige Bemühungen begegnen stets dem Einwand, die maßgebenden englischen und amerikanischen Missionsführer erkennen die Zeichnung nicht an.

Und doch bezweifelt kaum einer unter den deutschen Missionsleuten, daß etwas Wahres daran ist, wenn immer wieder einmal der Deutsche dem Angelsachsen Luthers schicksalsschweres „Ihr habt einen anderen Geist“ auch mit Bezug auf die Mission zurufen möchte. Gefühlsmäßig jedenfalls liegt ein solcher Unterschied vor, und gewisse Stimmen aus dem Auslande bestärken uns in diesem Eindruck,²⁾ — den übrigens die heute so beliebte Literatur der Reiseberichte durch Mitteilung zahlloser Anekdoten ständig wachhält.³⁾ Aber läßt sich dieser Eindruck denn überhaupt so analysieren, daß eine brauchbare Arbeitshypothese herauspringt?

Das bezweifle ich je länger, desto mehr. Die psychologische Analyse ist nicht der Weg, auf dem große Charakteranlagen vorwärts kommen, am wenigsten, wenn es sich um Selbstanalysen und Vergleiche handelt. Nur „lebend“ entwickelt sich nach Goethes tief-sinnigen Urworten „geprägte Form“; nur dadurch kommt die eingeborene Art zur Darstellung, daß sie an den sich bietenden Gelegenheiten ihre schöpferische Gestaltungskraft äußert. Nicht im Sich-Bewußtmachen, sondern in ungewolltem, absichtslosem Ausströmen nationaler Geistesart bei den Gelegenheiten, die jede sachlich betriebene Arbeit bietet, liegt Verheißung. Geben wir uns dem Dienste großer Ideen hin! Dann mögen spätere Geschlechter nachträglich feststellen, wie auch darin die volkstümliche Anlage und Eigenart sich offenbarte, und mehr als dies: wie sie selber in solchem Dienste schöner und größer wurde. Wir dienen dem Deutschtum schlecht, wenn wir

¹⁾ Aus jüngster Zeit: Aufsätze im Jahrbuch der Vereinigten deutschen Missionskonferenzen 1922, 1 ff. und 1924, 1 ff. Ferner: Theologische Blätter 1924, Sp. 110. Schließlich in der Neuen A. M. Z. 1924, 65 ff. und 99 ff.: Unsere Aufgabe.

²⁾ Vgl. z. B. die Äußerung des Dänen Ussing in A. M. Z. 1898, 23, und die anschließende Debatte.

³⁾ Erst jüngst wieder das aufschlußreiche Buch von Georg Michaelis, Weltreisegebanten, Berlin 1923, das auf S. 52 ff. und 79–81 mit großer Anschaulichkeit diesen Eindruck wiedergibt.

es womöglich im Gegensatz zu fremder Volksart bewußt und betont herausheben, anstatt alle Kraft sachlicher Arbeit zu widmen und eben in so geleisteter Arbeit die verborgenen Mächte deutschen Geistes wachzurufen. Die moderne Sucht, Eigenart auf möglichst klare Formeln bringen zu wollen, führt uns hingegen in Versuchung, statt deutsch zu handeln, über das Deutsche zu reden, ja sogar falsch zu reden. Denn die Idealisierung des eigenen Wesens verleitet schließlich dazu, so allgemeine Charakterzüge als spezifisch deutsch auszugeben, daß jeder Fremde sich gekränkt fühlen muß, da er dieselben Eigenschaften im Idealbild seiner eigenen Nation nicht missen will. Infolgedessen trägt diese Auseinandersetzung kaum etwas zur Erkenntnis und Förderung nationaler Eigenart bei und führt wie überall, so auch auf dem Gebiete der Missionsarbeit zuletzt nur zu Verstimmungen. Sollen Vergleiche zwischen eigener und fremder Art wirklich weiterhelfen, so dürfen sie nicht mit dem Beigeschmack der Verkennung und Geringschätzung fremder Volksart behaftet sein.

Will man also überhaupt vergleichen, so darf man offenbar nur solches nebeneinanderhalten, was von jeder Seite als Ausdruck des eigenen Willens anerkannt ist. Missionarisch eignen sich dafür nur die programmatischen Formeln, die von führenden Missionsmännern verschiedener Nationen als Lösung oder Sinn der Missionsarbeit ausgegeben worden sind. So läßt sich neben den deutschen Gedanken der „Volkskirche“ die schon angeführte Parole des Amerikaners Bann oder Mottis „Evangelisation der Welt in dieser Generation“ oder das anglikanische Programm des Church Council system stellen. Das ist dann kein empirisch-analytisches Vergleichsverfahren mehr, sondern ein prinzipiell-systematisches. Es ist gar keine Frage, daß man damit weiterkommt, schon deshalb, weil das Vergleichsfeld sehr eingeschränkt und die Tragweite des Ergebnisses stark herabgesetzt ist. Denn was kann so im besten Falle erreicht werden? Nicht weniger, aber auch nicht mehr als ein Einblick in die Wahrheit des Warneckschen¹⁾ Satzes: „In ihrer Mission zeigt jede Kirche ihr genuines Gesicht“, der hier sinngemäß heißen muß: „In ihrer Mission zeigt jede Nation ihr genuines Gesicht.“

Ohne Zweifel läßt sich diese These auf dem angedeuteten Wege beweiskräftig illustrieren. Wenn etwa die jüngste amerikanische Missionsarbeit in China sich zu der Lösung bekennt: Social

¹⁾ Missionslehre I, 27.

Gospel,¹⁾ so spricht sich darin eine Geistesart aus, die nur auf dem Hintergrunde des amerikanischen Protestantismus begreiflich gemacht werden kann. Und ebenso deutlich steht der deutsche Missionsarbeiter, der diese Lösung ansieht,¹⁾ in organischem Zusammenhang mit deutscher und lutherischer Frömmigkeit.

Das anzuerkennen ist von zwiefachem Wert für die Arbeit. Einerseits lehrt es Vorsicht gegenüber der kritiklosen Nachahmung fremder Art, andererseits Bescheidenheit in der Einschätzung des eigenen Prinzips. Die Enttäuschungen der Kriegs- und Nachkriegszeit haben Anlaß gegeben, vor allem das erste zu betonen. Die erzwungene Isolierung der deutschen Mission trieb uns ja ausdrücklich dazu an, uns der Unterschiede zwischen eigener und fremder Art stärker als ehedem bewußt zu werden. Darin liegt eine gesunde Reaktion auf die letzte Vorkriegs-Periode mit ihrem „Edinburger Gepräge“. Das Gefühl eines Abstandes von angelsächsischer Missionsart und die daraus fließende Vorsicht in der Nachahmung fremder Missionsweise dürfen uns nicht mehr verloren gehen.

Aber ist es nicht am Platze, auch die andere Seite des prinzipiell-systematischen Vergleichs in Erinnerung zu rufen, die Mahnung zur Selbstbescheidung? Der Missionstheorie ist es ja um mehr zu tun als bloß um Erkenntnis des Vorhandenen. Sie sucht nach dem, was gilt, nach einem Maßstab, an dem das Wirkliche gemessen und korrigiert werden kann. In dieser Hinsicht jedoch leistet der Vergleich der Grundsätze genau so wenig wie die empirisch-analytische Betrachtung. Denn der Vergleich kann wohl Unterschiede herausarbeiten, aber nicht bewerten. Mündet der Vergleich in ein Urteil aus, so überschreitet er die Grenzen des Zulässigen. Urteile beruhen auf Anerkennung von Normen. Das Normative kann jedoch nie aus dem Vergleiche heraus gewonnen, sondern nur auf das Ergebnis des Vergleiches angewendet werden. Wo man aus dem Vergleich selbst heraus Werturteile fällen will, erliegt man fast immer der Versuchung, die eigene Art — meist ganz unwillkürlich — als die normative anzusehen.

Das zeigt sich deutlich an der Anwendung, die das Kählersche Begriffspaar Mission — Propaganda findet. Schon Kähler selbst hat es mit dem Unterschied evangelisch-katholisch in eins gesetzt, ohne zu bedenken, daß er damit aus dem Rahmen seiner systematischen Arbeit

¹⁾ Vgl. S. R n a k im Jahrbuch der vereinigten deutschen Missionskonferenzen 1924, 19.

heraustrat. Es soll sich, so sahen wir ihn selbst ausführen, die Eine Kirche nur darstellen können in vielfältigen, geschichtlich erscheinenden Teilkirchen. Nur so kann das Unsichtbare in Zeit und Raum eingehen. Die auf jene Kirche des Bekenntnisses hinielende Arbeit — „Mission“ — kann demnach überhaupt nur vollbracht werden im Dienst einer werdenden Teilkirche. Also hat alle Mission in sich ein Element „Propaganda“. Nimmt man das Begriffspaar in seiner prinzipiellen Schärfe, so ist der Schluß unvermeidlich: wie sich Kirche nur in Kirchen objektiviert, so Mission nur in Propaganda.

Eine ganz andere Frage ist die, wie man von da aus über die verschiedenen tatsächlich gemachten Missionsversuche in Geschichte und Gegenwart zu urteilen hat. Da allerdings kommt man zu sehr verschiedenen Ergebnissen, je nachdem wie man selbst die Kirche zu den Kirchen, Mission zu Propaganda in Beziehung setzt. Sofern der Katholizismus beide in eins setzt, darf man seine Mission als Propaganda bezeichnen, muß aber feststellen, daß man in diesem Falle die Worte Mission und Propaganda anders verwendet, nämlich von grundsätzlich protestantischem Boden aus, also als Werturteile. Diesen Beigeschmack haben im eigentlichen System Kählers die Worte keineswegs. Dort besagen sie — genau wie die Begriffe unsichtbare und sichtbare Kirche — nur, daß ein eigentümliches Verhältnis zwischen geglaubtem Gehalt und sichtbarer Gestalt vorliegt. Hier hingegen tritt eine Bewertung hinzu. Der Beurteiler nimmt einen bestimmten Standort, den protestantischen, ein und schätzt von da aus die Arbeiten anderer je nach ihrer Nähe oder Ferne gegenüber dem protestantischen Missionsgedanken ab. Geht eine Arbeit wie die eigene mehr auf das Unsichtbare aus, so spricht er von „Mission“, geht sie mehr auf Versichtbarkeit aus, von „Propaganda“ und „propagandistischem“ Treiben. Es sind Akzentverschiebungen, die hier den Ausschlag geben, nicht mehr scharfe Begriffsgrenzen.¹⁾

¹⁾ Grundsätzlich treibt auch der Katholizismus „Mission“, sofern er die Eine Kirche will. Daß er diese Kirche in eins setzt mit einer sichtbaren Organisation, ist nur die spezifisch katholische Antwort auf eine Frage, die jede Mission, auch jede evangelische, beantworten muß: die Frage nach dem Verhältnis, in dem die unsichtbare zur sichtbaren Kirche steht. Da andererseits sichtbar in Zeit und Raum nur die empirisch-historische Teilkirche wird, so bezieht sich alle sichtbar geleistete Arbeit auch auf diese, und insofern wird jede Mission, auch die protestantische, sobald Menschen sie wirklich ausüben, grundsätzlich zur „Propaganda“.

Von da aus fällt ein neues Licht auf gewisse Versuche, den Unterschied zwischen deutscher und angelsächsischer Missionsarbeit aufzuhellen. Kommt man von der deutschen Seite her, so liegt es nur zu nahe, den Eindruck der angelsächsischen Missionsweise auf uns in das Urteil zusammenzufassen, da werde Propaganda anstatt Mission getrieben. Wie sehr dieses Urteil in der Luft liegt, sieht man außer an der lebhaften Debatte in Missionskreisen besonders auch daran, daß sich außerhalb des Kreises der Missionsfachleute dieselbe Stimmung regt. „Christi letzter Befehl an die Menschheit ist Missions- und nicht Propagandabefehl gewesen,“¹⁾ mit diesen Worten schließt auch Michaelis seine Gedanken über amerikanische Missionsweise ab.

Aber ich frage mich, ob solche Verwendung der Begriffe Mission — Propaganda nicht der gleichen Korrektur bedarf wie Kählers Darstellung des katholisch-protestantischen Unterschiedes. Wir wenden, sobald wir das Begriffspaar deutsch — angelsächsisch mit dem Begriffspaar Mission — Propaganda parallel setzen, den Kählerschen Gedanken nicht mehr in seiner prinzipiellen Reinheit, sondern praktisch zugespitzt an. Es liegt ein Wertmaßstab darin, der die deutsche oder die als deutsch empfundene Missionsweise für normativ nimmt. Von der Idee des „Volkskirchentums“ aus ist vieles am amerikanischen Betrieb „propagandistisch“! Aber auch die Idee des „Volkskirchentums“ ist nicht absolut, sondern das Ergebnis praktischer und theoretischer Bemühungen auf der deutschen Linie. Uns Deutsche verpflichtet sie. Aber verpflichtet sie allgemein?

Das wird man nicht mehr behaupten können, sobald man die Zusammenhänge zwischen der Kirche und den Kirchen, sowie zwischen Mission und Propaganda in der grundsätzlichen Schärfe Kählers anerkennt. Denn dann muß man eingestehen, daß die deutsche Lösung „Volkskirchentum“ nur eine mögliche Auflösung der Spannung zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem ist, und daß andere, auch die amerikanischen Lösungsversuche grundsätzlich jedenfalls ebenso möglich, wenn auch vielleicht in ihrer tatsächlichen Auswirkung nicht unbedenklich sind. Grundsätzlich scharf genommen kann ja, wie wir sahen, Mission sich immer nur realisieren in Propaganda, weil die Kirche nur erscheint in Teilkirchen. Also ist auch in deutscher Mission ein Element „Propaganda“ und schließt umgekehrt keine amerikanische Propaganda aus, daß in ihr echte Mission lebt.

¹⁾ Welttreisgedanken 81.

Eine andere Ebene der Betrachtung betreten wir jedoch in dem Augenblick, wo wir die deutsche Auffassung als bindend anerkennen und von ihr aus urteilen. Dann bekommt das Begriffspaar Mission — Propaganda den Sinn eines Wertmaßstabes, und dann nennen wir „propagandistisch“¹⁾ eine solche Arbeit, deren Gepräge statt vom „Volkskirchentum“ von einer anderen Auflösung der Spannung Kirche — Teilkirchen ausgeht. So sprechen wir vom „Amerikanismus“ als von einer Gefahr — am meisten für uns! Aber ich gestehe, der Anregung einer Aussprache²⁾ folgend, gern zu, daß es vielleicht besser wäre, statt dessen einen Begriff wie „Imperialismus“ zu verwenden. Haftet doch an dem Ausdruck „Amerikanismus“ leicht der Beigeschmack der Selbstüberhebung und des unberechtigten, generellen Aburteilens über eine ganze, in sich selbst wieder sehr mannigfaltige empirische Missionsbewegung, nämlich die amerikanische! Daran natürlich dürfen wir nicht denken, verdiente Männer nur deshalb, weil sie anderer Art als wir selbst sind, zu verunglimpfen. Wir sind nicht zum Richten berufen, sondern zum Dienst. Wohl haben wir eigene Art gegen das Fremde zu schützen. Aber wem zuletzt die Palme des Sieges zufällt, wer will das voraussagen?!

Das Leben gleicht in mancher Hinsicht einer grob arbeitenden Maschine. Es begnügt sich mit einem gewissen Normalgrad der Durcharbeitung und legt kein Gewicht darauf, die Verfeinerung weiterzutreiben. So fragt es vielleicht auch angesichts des erwachenden Fernostens nicht danach, welche unter den Nationen der weißen Rasse die Aufgabe der Erschließung Chinas etwa mit der peinlichsten Genauigkeit und der feinsten Systematik anfaßt, sondern es hält Ausschau nach solchen, die „herüberkommen, um zu helfen.“ Ob dabei diese Einzelheit übersehen, jenes Wertvolle zerstört wird, das sind Kleinigkeiten im Vergleich mit der großen Sache, um die es geht: der hingebenden Erfüllung einer dringlichen Pflicht. Amerika hat China gegenüber diesen Ruf vernommen und den Weg des Gehorsams betreten. Mag dabei das Motiv nicht eindeutig, sondern ein Komplex aus sittlich hohen und niederen Beweggründen sein;

¹⁾ Das abschätzige Urteil kommt in „propagandistisch“ sprachlich besser heraus als in dem Wort „Propaganda“, weil das Eigenschaftswort eine Substantivform auf die Endung —ismus voraussetzt. Ein „—ismus“ hat stets den Beigeschmack von etwas Verkehrtem, mindestens Überspanntem.

²⁾ Mit Herrn Missionsdirektor D. M. Schlunk-Hamburg unter Bezugnahme auf mein Buch über „Die evangelische Mission“.

mag das Ziel der Arbeit schillern im Zwielficht halb religiöser, halb politischer Absichten; mag die Arbeitsweise äußere Technik und innere Erziehung bunt vermengen: die Geschichte der Weltmission lehrt uns, daß es darauf nicht so sehr ankommt als auf die Bereitschaft zum Dienst überhaupt. Denn sowohl der Sieg des Christentums im römischen Reich, als auch die Christianisierung Europas legen Zeugnis von ähnlichen Komplexen ab, die den Siegeslauf des Christentums wohl verdunkeln und verwirren konnten, aber trotzdem — aufs Ganze gesehen — ihn fördern mußten!

So kommen wir zu dem Ergebnis: auch der prinzipiell-systematische Vergleich hat nur relativen Wert. Er fördert die Erkenntnis unserer wie fremder Eigenart und lehrt uns besser achten auf das, was für uns normativ ist, im Laufe einer geschichtlichen Entwicklung vom Pietismus zum Volkskirchentum normativ geworden ist. In der Abwehrstellung gegen Anglisierung und Amerikanisierung der protestantischen Weltmission ist die deutsche Lösung „Volkskirchentum“ herausgearbeitet worden, das genaue missionarische Gegenstück zur Entwicklung des heimat-deutschen Protestantismus überhaupt, der von der Weltkirche über die Staatskirche zur „Volkskirche“ gelangt ist. Uns selbst verpflichtend erlaubt diese Lösung es nicht, sie anderen gegenüber zu gebrauchen, wie wenn sie absolut wäre. Kählers geistreiche These über die Kirche des Credo und die national gearteten Teilkirchen, über Mission und Propaganda ist selber Ergebnis einer spezifisch deutsch-lutherischen Entwicklung, Ausdruck einer bestimmten „volkskirchlichen“ Geistesart, Frucht und Norm der Selbstbesinnung, nicht Maß und Anrecht, um über andere, sei es katholische, sei es angelsächsische Mission, zu Gericht zu sitzen. Wehren wir uns gegen römische Propaganda und Anglo-Amerikanismus, so darf es nur im Sinne der Abwehr gegen Verfremdung unserer eigenen Art, nicht im Sinne absoluter Urteile über außerprotestantische und außerdeutsche Missionsarbeit geschehen. Auch Kählers Formel wirft uns schließlich zurück auf uns selbst. In der Erkenntnis der Relativität der fremden wie der eigenen Geistesart liegt ein dringender Ansporn dazu, in steter Selbstprüfung sich auf das Gebot der Stunde, wie es jetzt und hier und mir gilt, zu besinnen. Eine historisch-dynamische Betrachtung muß an die Stelle der psychologisch-analytischen und der prinzipiell-systematischen treten; historisch, weil die augenblickliche Lage nur aus dem geschichtlichen Werdegang der deutsch-evangelischen Mission zu

begreifen ist; dynamisch, weil in der steten Besinnung auf die „Ur-Gemeinde“ und ihren Geist eine Kraft liegt, die zugleich reinigt und anfeuert.

VII. Enthusiasmus und Humanität im Ideal des Volkskirchentums.

Die Entwicklung der deutschen Mission vom Pietismus zum Volkskirchentum wurde, wie wir sahen, beschleunigt durch die Auseinandersetzung mit der aufstrebenden angelsächsischen Mission. Ein zweites, nicht minder wichtiges Moment der Beschleunigung liegt innerhalb der deutschen Missionsverhältnisse selber. Es ist mehr grundsätzlicher Art, und erst in der Zusammenschau beider Antriebe und im Blick auf ihre mannigfache Verschlingung wird der ganze Vorgang deutlich. Die grundsätzliche Nötigung zu einem Wandel in der Missionsidee liegt schließlich in Luthers Kirchenbegriff. Ich beschränke mich hier darauf, seine abgewandelte Form in der Kählerschen Fassung anzuführen. Das eigentümliche Verhältnis zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche, zwischen der Una sancta und den — nach Kähler — national bestimmten Teilkirchen erfordert immer eine Hilfskonstruktion, die zur praktischen Arbeit anleitet. Schon Zinzendorf führte zu diesem Ende die Idee der sog. „Erstlinge“ ein. Denn da er sich über Nationalbekehrungen nur ablehnend äußerte, also auch kein „Kirchen-Machen“ wünschte, bedurfte er einer andern Gedankenbrücke, um aus der reinen Geisteswelt der unsichtbaren Gemeinde in die sichtbare Bruderarbeit, aus der überzeitlichen Kirche in den geschichtlichen Kampf des Gottesreiches auf Erden herüberzuschreiten.¹⁾ Sein Lösungsversuch hat sich nicht durchsetzen können. Überhaupt läßt sich im deutschen Protestantismus keine beharrende Auffassung über das Verhältnis der sichtbaren zur unsichtbaren Kirche feststellen, es sei denn die allezeit vertretene Ansicht, daß die glatte katholische Auflösung des Spannungsverhältnisses abzulehnen sei. Da wird ja einfach die sichtbare, zeiträumliche Erscheinung mit der unsichtbaren Kirche in eins gesetzt, und insofern ist hier von vornherein alle Mission Propaganda, — natürlich auch, katholisch gesehen, alle Propaganda Mission.

Aber in der positiven Antwort auf die dringliche Frage sucht fast jedes protestantische Geschlecht seine eigenen Wege zu gehen.

¹⁾ Vgl. Karl Müller in der Neuen A. M. Z. 1924, 132 ff.